

Werner Welzig

**Wende zu den „Wanderjahren“
oder:
Konsequenzen eines Vortragenden aus den Reflexionen des Veranstalters**

Die zugleich mit dem Programm des „Österreichischen Wissenschaftstages 2001“ ausgeschickten „Reflexionen und Konsequenzen“ bewegen den Unterzeichneten, das Thema des von ihm angekündigten Referates – „Die Rolle der Wissenschaften für Österreichs Selbstverständnis“ – zu revidieren: Es soll geprüft werden, welche Konsequenzen für das ursprünglich angekündigte Thema aus dem von der „Österreichischen Forschungsgemeinschaft“ kundgetanen Goethe-Wort – „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft“ – zu ziehen sind. Oder: Was ist aus der goetheschen Vorgabe für das Urteil über die Rolle der Wissenschaften im geistigen Haushalt dieses Landes zu lernen?

Beispiel 6 aus der „Cum sancto spiritu“-Fuge, die das Gloria der Messe in Es-Dur (D 950) von Franz Schubert beschließt.

„Die Rolle der Wissenschaften für Österreichs Selbstverständnis“: Dieses war das Thema, das für meinen Beitrag zum „Österreichischen Wissenschaftstag 2001“ ich mir vorzuschlagen erlaubt habe. Die Veranstalter haben diesen Vorschlag in liebenswürdiger Weise aufgenommen. Die Rahmenbedingungen der Veranstaltung, die uns mitgeteilt wurden, haben zu meinem Thema jedoch ein warnendes Wort proklamiert, ein „energisches“ Wort, wie einer einmal gesagt hat. „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft“ heißt dieses „energische“ Wort. Die Veranstalter haben es uns in ihren dem Programm beigegebenen „Reflexionen und Konsequenzen“ zur Kenntnis gebracht. „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an“. „Johann Wolfgang von Goethe“, war zu diesem Zitat als Quellenvermerk angegeben, „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.

Sehr geehrte Anwesende, Sie werden verstehen, daß ein Referent, dessen wissenschaftliches Interesse der deutschen Literatur in deutscher und lateinischer Sprache gilt, Sie werden verstehen, daß ein solcher an einem solchen Satz nicht bedenkenlos vorübergehen kann. Was sollte denn meinesgleichen ernst nehmen, wenn nicht ein solches Wort!

„Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an“. Die Veranstalter haben das von ihnen ausgesandte Zitat sicher nicht einer Anthologie für die Ausschmückung von Wissenschaftstagen entnommen. Wollen wir den Wink aufnehmen, den sie uns gegeben haben, so müssen wir ihnen dorthin folgen, woher sie dieses Wort bezogen, zu jener Quelle, die sie angegeben haben: „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“. Selbst bei Literaturprofessoren steht dieses Buch auf keiner Bestseller- und schon gar nicht auf einer Bestreaderliste. Der Weg zum Quellgebiet des uns vorgegebenen Zitates ist auch für Germanisten mühsam und eher entlegen. Doch er ist für uns alle gleichermaßen notwendig.

Konvertiert durch die Veranstalter und ihren Rundbrief, wende ich mich von meinem ursprünglichen Thema ab. Statt der „Rolle der Wissenschaften für Österreichs

Selbstverständnis“ sollen uns Goethes „Wanderjahre“ beschäftigen. Ich nehme diese Wendung nicht vor, um Ihre Tagung literarisch auszuschnücken, wie es dem Semmering zukäme. Was mich leitet ist eine Überzeugung, die niemals und nirgendwo preisgegeben werden darf. Sie lautet: Jedes Wort, das wir der Rede eines anderen entnehmen, bedarf, wollen wir es als Argument und nicht als Ornament einsetzen, eines Blickes auf den Zusammenhang, dem es entnommen ist.

„Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“: Goethes erzählendes Alterswerk, Gegenstück zum zweiten Teil des „Faust“ und zum „West-östlichen Divan“, ist ein Roman in drei Büchern, ein höchst merkwürdig komponierter Roman. In die Rahmenerzählung des Erzählwerkes sind sogenannte „Zwischenreden“, Tagebuchpartien, eine Reihe von Novellen und zwei Spruchsammlungen eingeschaltet. Eine dieser Spruchsammlungen beschließt das zweite Buch. Sie ist überschrieben mit „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“. Schon vom Titel her ist sie also eingebunden in den Roman insgesamt. Die zweite Spruchsammlung steht am Ende des dritten Buches. Sie bildet das Schlußkapitel des ganzen Romans. Unter Bezugnahme auf Makarie, eine Zentralfigur der Erzählung, ist sie überschrieben mit „Aus Makariens Archiv“. Will man die „Wanderjahre“ würdigen, muß man diese beiden Aphorismenfolgen als Teile des Romans ernstnehmen. Und umgekehrt: Erst vom Kontext des Romans her gewinnen die beiden Sammlungen ihre besondere Qualität. Diesen Beziehungen nachzugehen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Gleichwohl wäre es, unter hermeneutischen Prämissen, das zentrale Anliegen. Rahmenhandlung, Novellen, Aphorismen, um nur diese zu nennen, spiegeln sich ineinander. Jede Isolierung zerstört die Wirkung des Gesamten und verändert die Qualität des Isolierten. „Einzeln Gebrauch von den Sprüchen ‚Aus Makariens Archiv‘“, so beantwortet Goethe am 2. Mai 1829 eine Anfrage, die man bezüglich eines Vorabdruckes an ihn gerichtet hat, „wünsche ich nicht vor Heraustritt des Werkes. Am Schluß desselben und im Zusammenhang des Ganzen finden sie erst ihre Deutung, einzeln möchte manches anstößig sein.“ Goethe hat diese Sprüche also in den Zusammenhang des Erzählwerkes gestellt. Nicht alle waren ursprünglich für die „Wanderjahre“ geschrieben, alle gehören aber in den Gedankenkreis, der in diesem Roman entfaltet wird. Spätere Herausgeber haben sie als „Maximen und Reflexionen“ aus dem Zusammenhang herausgelöst. Diesen Zusammenhang zu erfassen, wäre, um es zu wiederholen, eine zentrale interpretatorische Aufgabe. Es ist das aber sicherlich keine Aufgabe dieses Wissenschaftstages.

Was gibt es für uns hier also zu tun? Den aphoristischen Kosmos der 177 und 182, insgesamt also 359 Sprüche der beiden Sammlungen zu beschreiben, kann auch nicht Aufgabe dieses Wissenschaftstages sein.

Mit der Veranstaltung einer Österreichischen Forschungsgemeinschaft erscheint es schon eher vereinbar, einfach alle Sätze in diesen beiden Spruchsammlungen aufzuspüren, die jenem thematisch verwandt sind, den uns die Veranstalter als Devise oder Maxime vorgegeben haben. Doch selbst dieses scheinbar ganz einfache Vorhaben ist tückischer, als es auf den ersten Blick scheint. Wo ist in diesen Aphorismen von Wissenschaft die Rede? Dort wo von „Mathematik“ die Rede ist oder von „Physik“, von „Chemie“, von „Kristallographie“? Manche von Ihnen würden sagen: Ja, aber nicht nur dort, sondern auch dort, wo von „Philosophie“ und „Metaphysik“ die Rede ist. Wieder andere würden vielleicht gegenläufig vorgehen und sich auf jene Stellen beschränken wollen, wo die Worte „Wissenschaften“, „Naturwissenschaften“, „Forschen“ und „Forscher“ auftauchen. Doch mit keinem dieser Ansätze hätten wir ein solches Vorhaben sinnvoll abgesteckt. Wir haben damit noch gar nichts abgesteckt. Wer wagt zu behaupten, daß ein Satz wie der folgende mit dem Leben der Wissenschaft nichts zu tun hat: „Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind

die allerschlimmsten“ (302,128)? Oder wie sieht es mit diesem aus: „Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns (...) darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen“ (484,155)? Sollte ein zeitgemäßes „Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur“ sich diesen Satz nicht zu eigen machen? Meinem Verständnis zufolge ist er heute aktueller als zur Zeit der Entstehung der „Wanderjahre“. „Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns (...) darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen.“ Gestatten Sie ein drittes Beispiel, diesmal aus der Schlußpartie von „Makariens Archiv“. „Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken.“ (486, 178). Es lohnte sich, so behaupte ich, diesen Satz im Zusammenhang des Lebens der Wissenschaft zu bedenken. Das Wörtchen „nachdem“ mag stören: „nachdem sie sind, sind auch die Gedanken“. Wir sind heute gewohnt, ein solches „nachdem“ als Konjunktion mit Zeitangabe zu lesen. Doch in Goethes Satz geht es um keine temporale, sondern um eine qualitative Beziehung. „Nachdem die Hochschullehrer sind“, könnte man in diesem Sinne sagen, „sind auch die Studierenden.“ Wir sehen: Aus den Sprüchen der „Wanderjahre“ jene Sätze herauszulösen, die der Wissenschaft gelten, dieser scheinbar einfachste aller Versuche, ist problematisch, nicht minder problematisch als das Vorhaben, die Fragen eines Wissenschaftstages säuberlich von jenen Fragen zu trennen, die unseren Alltag bestimmen. Systematische thematische Abgrenzungsversuche führen zu keinen brauchbaren Ergebnissen.

Lassen wir jedes System. Arbiträr, aber vielleicht doch konsensfähig, will ich dem Satz aus den „Wanderjahren“, den uns die Veranstalter mit- oder besser vorgegeben haben, lediglich zwei andere an die Seite stellen, zwei Sätze, bei denen der Wissenschaftsbezug außer Zweifel steht. Es sind zwei sehr ungleichartige Sätze, zwei Sätze aber, die uns gemeinsam mit dem vorgegebenen dritten zu „Reflexionen und Konsequenzen“ zwingen. „Der Engländer“, so lautet der eine dieser Sätze, „ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind.“ (305, 151)

Und der andere: „Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.“ (299, 106)

Von diesen beiden Sätzen her lade ich Sie ein, nocheinmal jene Losung zu lesen, die die Veranstalter ausgegeben haben: „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an“.

„Es gibt keine patriotische Wissenschaft“: Wie verträgt sich das für uns relevante Kernstück der von den Veranstaltern zitierten Sentenz zu den beiden von mir zitierten Sätzen? Was trägt der Blick auf den Zusammenhang dieser Sätze zum Verständnis der Negation einer „patriotischen Wissenschaft“ bei? Mancherlei Denkhilfe, so lautet meine Hypothese, wird uns durch diese Nachbarschaft gewährt.

Fangen wir wiederum mit etwas Einfältigem an. Der Satz über den Engländer und seine Fähigkeit, alles Entdeckte gleich auch zu nutzen, zeigt, daß die Rede von der Wissenschaft als etwas „hohem Guten“, das der ganzen Welt angehört, relativiert resp. differenziert werden muß. Zweifellos: Wissenschaft ist etwas Übergreifendes, Gemeinsames, Einheitliches. Doch: Die Art, Wissenschaft zu betreiben, ist an verschiedenen Orten dieses Globus sehr verschieden. In unmittelbarer Nachbarschaft des Satzes über die Engländer heißt es von den Deutschen, daß sie „die Gabe“ „besitzen“, „die Wissenschaften unzugänglich zu machen“ (305, 150). Goethe schreibt also nicht nur englischen Wissenschaftlern spezifische Qualitäten

zu. Auch die deutsche Wissenschaft hat ihre Eigentümlichkeiten. Goethe stellt das in einer Weise fest, deren Polemik bei raschem Lesen oder flüchtigem Hören gar nicht leicht wahrzunehmen ist. Er spricht den Deutschen eine „Gabe“ zu, die sie „besitzen“. Angesichts des Fortgangs des Satzes ist das blanker Spott. Die Rede vom Besitz der besonderen „Gabe“ führt zu dem diesen Aphorismus tragenden Gedanken, daß unter den Deutschen auch die Wissenschaft selbst ein „Besitz“ ist, etwas, von dem nicht allen gegeben werden kann, etwas, wozu jenen, die nicht zu den Besitzenden gehören, der Zugang verwehrt ist, verwehrt, nicht weil er „naturgemäß“ verwehrt wäre, sondern, weil dieser Besitz von den Possidenten eben „unzugänglich“ gemacht wird. Hier das „hohe Gute“, das der ganzen Welt angehört, dort der unzugänglich gemachte „Besitz“ der Wenigen.

Ich will Goethes Polemik nicht fortführen, obwohl es herausfordernd wäre, sie anzuwenden. Als Kontrapunkt zu dem von den Veranstaltern zitierten Satz sollte sie uns aber gegenwärtig bleiben. Lediglich eine Annotation sei mir an dieser Stelle erlaubt. Der Euphorie von der weltumspannenden Qualität und Funktion der Wissenschaft, die viele von uns erfüllt, will ich aus dem eigenen Geschäft eine banale Erfahrung entgegenstellen. Es ist ein Splitter nur, vielleicht aber doch ein Splitter, der für das unterschiedliche Material signifikant ist, aus dem Wissenschaft an verschiedenen Orten gefügt ist.

Da uns die Veranstalter auf die „Wanderjahre“ verwiesen haben, nehme ich an, daß wir alle wissen, was ein ROMAN ist. Zwischen Engländern und Deutschen, um nur diese beiden zu nennen, gibt es sicher keinen Zweifel, daß sie dasselbe meinen, wenn sie von „Roman“ resp. von „novel“ sprechen. Jedermann weiß, daß „David Copperfield“ von Charles Dickens ebenso ein Roman ist wie „Der Verschollene“ von Franz Kafka, früher auch „Amerika“ genannt. „Meine Absicht war (...)“, notiert Franz Kafka am 8. Oktober 1917, „einen Dickensroman zu schreiben, nur bereichert um die schärferen Lichter, die ich der Zeit entnommen, und die mattern, die ich aus mir selbst aufgesteckt hätte“. Identität der Form also und bewußte Nachfolge des Jüngeren: Offenbar haben wir es mit einem hohen Maß an Gemeinsamkeit zu tun. Doch die elementaren Auskünfte, die die Wissenschaft in England und in Deutschland über das Genre „Roman“ gibt, zeigen, daß die Köpfe jener, die da und dort in Sachen „Roman“ werken, sehr verschieden organisiert sind. In einem der neueren englischen Sachwörterbücher suche ich Auskünfte zu unserem Genre. Penguin Reference Books: Dictionary of literary terms, Auflage 1984. Was ich hier über den Begriff „novel“ erfahre, beginnt mit der Feststellung:

applied to a wide variety of writings whose only common attribute is that they are extended pieces of prose fiction. The length of novels varies greatly (...) but it would probably be generally agreed that, in contemporary practice, a novel will be between 60-70.000 words and, say, 200.000.

Die Form des Romans ist ein Gut, bisweilen auch ein „hohes Gut“, das vielen Teilen dieser Welt angehört. Doch diese Form so zu bestimmen, wie es hier ein Angehöriger des Magdalene College in Cambridge tut, ist in Berlin oder Wien oder München völlig undenkbar, kann hier so nicht gesagt, weil nicht gedacht werden. Um den Unterschied zu den beiden englischen Sätzen zu markieren zitiere ich einen Satz aus einem vergleichbaren deutschen Handbuch, Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, Auflage 2001, einen einzigen Satz:

Wie das Epos bringt der R. e. umfassend angelegten und weitausgesponnenen Zusammenhang zur Darstellung und unterscheidet sich dadurch von der Novelle u. a. ep. Kleinformen, aber während das Epos e. breites Totalbild der Welt, der Zeit und der Gesellschaft in bunter Handlungsfülle, doch ohne kausal geschlossenen Geschehensaufbau entfaltet und seinen

typenhaften Helden innerhalb des auf typ. Ziele und feste Ordnungen ausgerichteten Lebensideals keinen Spielraum zu individueller Persönlichkeits- und Charakterentwicklung läßt, richtet der R. den Blick auf die einmalig geprägte Einzelpersönlichkeit oder e. Gruppe von Individuen mit ihren Sonderschicksalen in e. wesentlich differenzierteren Welt, in der nach Verlust der alten Ordnungen und Geborgenheiten die Problematik, Zwiespältigkeit, Gefahr und die ständigen Entscheidungsfragen des Daseins an sie herantreten und die ewige Diskrepanz von Ideal und Wirklichkeit, innerer und äußerer Welt, bewußt machen.

Ein Satz nur, was ich da zuletzt gelesen habe. Aber ein kennzeichnender Satz. Ein Splitter nur, aber vielleicht eine brauchbare Wissenschaftsreliquie. Zur Würdigung der Relationen zwischen diesen beiden Beispielen ist zu vermerken, daß der Artikel zu „Roman“ erheblich kürzer ist als der zu „novel“.

Conclusio für unseren Wissenschaftstag: Wir, die wir hier versammelt sind, sind wahrscheinlich alle einigermaßen weltläufig, doch sicher sind wir alle auch typische Hervorbringungen bestimmter sozialer und regionaler Provinzen. Selbst in einer Zeit, in der das Internet alle auf diesem Globus Tätigen vernetzt, in einer Zeit, in der Professoren- und Studentenaustausch in Europa alltägliche Übung ist, in einer Zeit, in der sogar Tagungen in der Gegend zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag mehrsprachige internationale Unternehmungen sind, selbst in dieser Zeit sind die nationalen und regionalen Unterschiede des Denkens markante Realität. Zugegeben: Mein Beispiel ist aus den Geisteswissenschaften genommen: Doch Goethe, der, wie wir gesehen haben, wissenschaftliches Arbeiten der Engländer und der Deutschen miteinander konfrontiert, hat bei seiner Unterscheidung noch gar nicht gewußt, was „Geisteswissenschaften“ sind. Seine Differenzierungen beziehen sich auf die „Wissenschaften“ im engeren und strengeren Sinne.

Bleiben wir beim Ausgangssatz, aber wechseln wir die Blickrichtung: „Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind.“ (305, 151) Vom „Nutzen“ ist hier die Rede. Es ist das ein Gedanke, der in den „Wanderjahren“ an vielen Stellen und in vielfältigen Abwandlungen begegnet. „Es ist nicht genug, zu wissen“, heißt es in „Makariens Archiv“, und zwar unmittelbar vor dem uns beschäftigenden Satz über die „patriotische Wissenschaft“, „man muß auch anwenden“ (471,73). „Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden.“ Die Beschwörer der „Grundlagenforschung“ werden sich mit Entsetzen wenden. Anwendung, Nutzen der Wissenschaft: In akademischen Kreisen verabscheut man diese Blickrichtung. Grundlagenforschung, so werden die hier Anwesenden bekräftigen, kann unter keinem Nutz-Aspekt beurteilt werden. Das in Österreich in den vergangenen Monaten ausgegebene, derzeit allerdings schon wieder weitgehend aus dem Verkehr gezogene Losungswort von der „Hebelwirkung“ der Forschung, hat als wissenschaftspolitisches Leitwort viele von uns verärgert. Ich selbst habe vor einigen Monaten versucht, mich diesem Begriff kritisch anzunähern. Ich habe dafür manche Zustimmung erhalten. Doch Applaus, der den Redner beruhigt, ist gefährlich. Vielleicht sollte man gegenläufig zu meiner Kritik die „Hebelwirkung“ in Geltung setzen. Vielleicht kann man die Vorstellung von der „Hebelwirkung“ der Wissenschaft ganz anders fassen als unter puren ökonomischen Prämissen. Da uns die Veranstalter Goethe mitgeteilt haben, wollen wir bei Goethe bleiben. „Seltsam“, schreibt eben dieser Goethe am 24. 11. 1817 an den Regierungsbevollmächtigten bei der Universität Berlin, an den selbst im Bereich der Naturwissenschaften, der Archäologie und der Philologie tätigen Christoph Ludwig Friedrich Schultz: „Seltsam ist es, daß man die Wissenschaft als etwas für sich Bestehendes behandelt, und doch ist sie nur Handhabe, Hebel, womit man die Welt anfassen und bewegen soll.“ Auch hier ist von einer Hebel-Wirkung der Wissenschaft die Rede, aber in einer ganz anderen Weise als in unseren Tagen, in einer von Wirtschaftsforschern nicht nachrechenbaren Weise, in einer Weise, die die Brücke schlägt

von Archimedes zu aktuellen Problemfeldern. Lassen wir uns von Goethe umstülpen. Geben wir das Klagelied von der Ökonomisierung der Wissenschaft auf. Denken wir stattdessen einmal darüber nach, ob und in welcher Weise dieser Staat, in dem wir leben, aus der Wissenschaft und aus jenen, die Wissenschaft treiben, Nutzen zu ziehen willens ist.

Ich weiß schon: Mit dem Satz, daß es keine „patriotische“ Wissenschaft gebe, hat das fürs erste nichts zu tun. Es hat aber sehr viel mit der Suggestion zu tun, die sich für viele von uns mit diesem Satz verbindet. Wir wiegen uns in der Überzeugung, daß Wissenschaft das Gemeingut schlechthin ist, daß sie beispielhaft etwas ist, das uns verbindet, etwas, das jene Gräben ausfüllt, die wir an vielen anderen Orten schmerzhaft zwischen den Völkern und Staaten dieses Erdballs wahrnehmen. Die Vorstellung von der „Handhabe“ der Wissenschaft, das stelle ich dieser Suggestion entgegen, markiert die Unterschiede zwischen den Ländern dieser Erde ebenso scharf wie die Ernährung oder die Religion das tut. Bleiben wir bei Österreich: Daß die öffentliche Hand der Wissenschaft zu wenig Geld gäbe, ist einer der Vulgärsätze, die uns teuer sind. Wichtiger erscheint es mir, eine andere Behauptung zu promulgieren, die nämlich, daß die Politik hierzulande zu wenig Interesse am Leben der Wissenschaft hat. Selbstverständlich sind Wissenschaftler als Schmuckelemente für politische Aktionen ebenso gefragt wie Goethe-Zitate für diverse Veranstaltungen. Doch der „Sitz im Leben“, um das berühmte Wort eines Alttestamentlers aufzunehmen, der „Sitz im Leben“, den die Wissenschaft hierzulande hat, unterscheidet Österreich gerade von jenen Nachbarn, denen es in anderer Hinsicht besonders nahe ist. Wissenschaft ist hierzulande nichts, womit ein Politiker die Welt „anfassen und bewegen“ will. Wissenschaft ist hierzulande etwas, was man hinnimmt, weil man es hinzunehmen gewohnt ist. Wichtiger als die Rolle der Personen scheint mir die der Institutionen zu sein. Ein europäisches Netzwerk von Universitäten mitaufzubauen zu helfen, sollte beispielsweise eine österreichische Aufgabe sein. Zugleich aber müßte uns bewußt bleiben, daß das Bildungswesen zum Kernbestand unserer Selbstbestimmung gehört. Am Gemeinsamen ist mitzuarbeiten. Teilhaber einer solchen europäischen Initiative können wir nur sein, wenn wir unser eigenes Verständnisvermögen, unsere besonderen Fähigkeiten und Anliegen kennen, mit anderen Worten, wenn wir das zu dem gemeinsamen Unternehmen beisteuern, was uns ausmacht und was wir besonders gut können.

„Cum sancto spiritu“-Fuge, siebter und letzter Teil.

Eine dritte Denkhilfe, die uns die Nachbarschaft der drei Sätze gewährt, der wir uns zugewandt haben, die Nachbarschaft jenes Satzes aus den „Wanderjahren“, auf den die Veranstalter hingewiesen haben und jener zwei anderen, die ich beigelegt habe, eine dritte und wie ich glaube inspirierende Denkhilfe sei ans Ende meiner Ausführungen gestellt. „Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.“ (299,106) Ich habe meinen Ausführungen die 42 Takte des 6. Teils der „Cum sancto spiritu“-Fuge vorangestellt, die das „Gloria“ der Messe in Es-Dur (D 950) von Franz Schubert beschließt. Zur Eröffnung dieses Schlußabschnittes meiner Ausführungen haben Sie soeben den siebten und letzten Teil dieses Stücks gehört. Die Beispiele waren aus einem Allerheiligenkonzert der Wiener Philharmoniker unter Claudio Abbado genommen. Diese Messe ist 1828, im letzten Lebensjahr Franz Schuberts, also kurz vor „Heraustritt“ der „Wanderjahre“ entstanden.

Es übersteigt meine Fähigkeiten, die Takte, die wir gehört haben, zu erläutern. Doch wir haben wohl alle an diesem Beispiel erfaßt, was eine Fuge ausmacht. Ein prägnantes Thema, das mehrere Stimmen durchwandert. Jede Stimme beginnt mit diesem Thema und setzt mit dessen Abänderung fort. Ein klares Nacheinander kann es da geben, bei dem jeder, der das

Thema vorgetragen hat, den Nachredner als Hauptredner hervortreten läßt. Oder wie im einleitenden Beispiel, eine auffällige Engführung, bei der die Redner ineinander reden, einander ins Wort fallen. Goethe hat gewußt, was eine Fuge ist. So alt Goethes Satz auch ist und so sehr die Fuge heute als konservatives musikalisches Element gelten mag: Goethes Metapher trifft das Leben der Wissenschaft in präziserer und nachdenklicherer Weise als die meisten unserer wissenschaftsbezogenen rhetorischen Übungssätze. „Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.“

Unser Interesse müßte sein, auf die Stimmen zu hören, die in dieser Fuge der Wissenschaften nach und nach zum Vorschein kommen. Unser Interesse müßte sein, ob jede dieser Stimmen für sich erkennbar ist und ob sich diese Stimmen zu einem Ganzen zusammenfügen. Dabei dürften wir bei Goethes Satz von der Fuge nicht innehalten. Die Geschichte der Wissenschaften reicht über die Geschichte der Wissenschaften hinaus. Gerade Goethe liefert dafür einprägsame Beispiele. Da wir uns dem Altersroman der „Wanderjahre“ zugewendet haben, bleiben wir in der zeitlichen Nachbarschaft. „Wanderjahre“, „Faust II“, „West-östlicher Divan“. Die „Versammlung“ von Goethes „West-östlichen Gedichten“ gäbe es nicht, hätte es nicht den Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall gegeben, den ersten Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ohne Hammer-Purgstalls Übersetzung des Hafis gäbe es keinen Goetheschen Divan. Die Stimme österreichischer Wissenschaft: Hier kommt sie über fast zwei Jahrhunderte hinweg in einer der berühmtesten Gedichtsammlungen deutscher Literatur zum Vorschein.

Ich bin am Ende. Ich danke, wie man das am Ende solcher Ausführungen zu tun pflegt, für Ihre Geduld. Vielleicht habe ich manchen von Ihnen den Spaß am Zitieren verdorben. Doch so wichtig mir auch die einleitende Maxime ist, daß jedes Wort, das ich der Rede eines anderen entnehme, des Blickes auf den Zusammenhang verlangt, dem es entnommen ist, ein generalisierend unerbittliches Zitierverbot war nicht mein Ziel. Zitate können ja auch Signale der Offenheit für etwas und der Verbindung mit jemandem sein. Als Zeichen der Versöhnung mit den kontextlos zitierenden Veranstaltern schließe ich meinen Beitrag zu diesem Wissenschaftstag selbst mit einem kontextlosen Zitat. Nocheinmal Goethe, aber diesmal aus den Gesprächen mit Eckermann. Es stammt vom 27. 1. 1830, steht also in zeitlicher Nähe zum „Heraustritt“ der „Wanderjahre“. Der für unsere Ohren etwas gesuchte wirkende Ausdruck „vortrefflich“ heißt an dieser Stelle etwa so viel wie „brauchbar“, „geeignet“. Goethe zu Eckermann: „Ich weiß recht gut, daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht soviel herauskommt, als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne“.